

Verwundungen

„Den kannst du nich' hinlegen“, höre ich eine Männerstimme wie aus weiter Ferne, „den mußt du setzen, sonst blutet er dir aus!“

Kräftige Hände packen mich unter Armen und Oberschenkeln und hieven mich in die Höhe, bis meine Füße wieder Bodenkontakt haben: im Führerhaus eines Lastwagens. Ich versuche irgendwie stabil zu sitzen, aber sobald ich auch nur einen Fuß belaste, schießen mir Schockwellen irrsinnigen Schmerzes durch den Rumpf und nehmen mir den Atem. Es ist stockdunkel; der Tonfall und die schemenhaften Konturen der Menschen um mich verraten mir jedoch, daß ich unter deutschen Landsern bin. Mehr zu erkennen, erlaubt mir meine Benommenheit nicht. Nun, da ich nicht mehr bewegt werde und ruhig sitzen kann, ziehen sich auch die Schmerzen ein wenig zurück und lassen die Erinnerung nachströmen. Der Abschuß. Die Treffer in meiner Maschine. Der riesenhafte Schatten der Erde, die sich vor mir zu erheben schien wie ein Monstrum der Urwelt, das aus dem Dämmer Schlaf erwacht. Und dann: nichts mehr.

Zwei Mann setzen sich links und rechts von mir auf die Sitzbank, wohl um mich zu stützen. Ein knappes Kommando zum Fahrer, das Schlagen einer Tür, und der Lastwagen holpert los über die hartgefrorene Rollbahn.

Anhalten, sofort!!!

Ich möchte schreien, aber ein dumpfes Stöhnen ist alles, was über meine Lippen kommt. Mit jedem Stein, den der Lkw überrollt, durchfährt mich ein bohrender Schmerz. Ich will nach Luft schnappen, aber es gelingt mir kaum noch ein Atemzug. Immer wieder übermannt mich Bewußtlosigkeit, und sobald ich wieder zu mir komme, unmenschliche Rückenschmerzen. Verzweifelt kralle ich mich in einen der neben mir Sitzenden.

„Jaja!“, übertönt es da den Lärm der Fahrt, „Da haste du dir den Schädel ganz schön aufgeknallt! Aber keine Bange! Die flicken ihn dir in Taganrog schon wieder zusammen! Da haben wir schon ganz andere Fälle hingekarrt!“

Mein Schädel? Was soll mit meinem Schädel sein, außer daß er mir fast zerspringt vor Leibschmerzen? Entweder drehe ich in den nächsten Augenblicken durch, oder ich verrecke auf der Stelle. Qual und Schock schaukeln sich rasend in mir auf. Mit letzter Kraft bekomme ich die Pistolentasche an meinem Koppel zu fassen.

„Anhalten! Sofort anhalten, oder ich schieße! Ich kann nicht mehr!“

Dann werde ich wieder ohnmächtig.

Stroh. Meine Hände ertasten ein paar Halme. Neben mir im Dunkel stöhnt einer, den ich nicht sehen kann. Man hat mich in Rückenlage auf Stroh gebettet, offenbar in einem anderen Lastwagen und mit einem weiteren Verwundeten. Allmählich kehrt das Bewußtsein zurück, ohne daß es sich gleich wieder in anhaltenden Schmerzen verflüchtigt. Es kostet viel Willenskraft, den Arm zu heben; langsam gleitet meine Hand nach oben, tastet sich die dicke Schafsfelljacke hinauf und verharrt an einer Stelle auf meiner Brust, wo die Jacke von einer Art zuckriger, brüchiger Glasur überzogen zu sein scheint. Die Glasur zerbröselt, sobald man einen Finger daraufpreßt. Ich bekomme einen der Partikel zu fassen, führe ihn zum Mund und versuche herauszuschmecken, womit ich da übergossen bin.

Blut. Mein eigenes Blut, geronnen und zu Eis erstarrt in dieser barbarischen Kälte. Meine Hand fingert sich weiter hinauf über die Wangenknochen zur Schläfe. Überall diese teils klebrige, teils hartgewordene Masse. Mit meinem Kopf stimmt wirklich etwas nicht. Dort, wo sich noch Haut und Haare ertasten lassen müßten, fühlt sich alles übel zugerichtet an, und jede Berührung tut weh.

Das Feldlazarett. Ein zerschossenes Schulgebäude in Taganrog, ein Behandlungstisch unter einer trüben Funzel, der Geruch von Desinfektionsmitteln; Hände, die mir den Kopfverband abwickeln und die Wunde untersuchen, die er geschützt hat; die Stimme eines Arztes, der mir beschreibt, daß meine Kopfhaut auf der linken Schädelhälfte durch das Auftreffen auf einen harten, flachen Gegenstand breit aufgerissen und nach hinten gedrückt worden sei, als habe jemand versucht, mich zu skalpieren. Ich muß beim Absturz gegen den Kabinenhauben-Abwurfhebel geschlagen sein, kann ich noch einigermaßen klar bei Sinnen analysieren; der Hebel hat wohl gleichzeitig meine Kopfhaut weggerissen und die Haut darunter. Dann sehe ich noch, wie der Arzt sein Nähzeug vorbereitet und mir jemand ein Narkotikum spritzt.

Mehr tot als lebendig erwache ich irgendwann in dieser Nacht in einem Raum, dessen Größe sich nicht abschätzen läßt, weil auch er nur von einer einzigen, schwachen elektrischen Birne beleuchtet wird. Den Geräuschen, dem Stöhnen und Wimmern, den in wirren Träumen ausgestoßenen Wortfetzen um mich ist zu entnehmen, daß hier um die 50 Mann liegen müssen. Mich hat man auf einem Stahlrohrgestell abgelegt, das in besseren Zeiten einmal als Bett durchgegangen sein mag, und neben mir hockt einer auf einem Schemel, der sich freut, als ich die Augen aufschlage und ihn ansehe.

Er hat ein schmales, graues Gesicht, dessen beherrschendes Merkmal eine Nickelbrille ist. Gekrönt wird sein Haupt von einem Schiffchen, dessen biederer Sitz andeutet, daß sein Träger sich zu allem Möglichen berufen fühlt, aber nicht zu Militärischem. Die Rangabzeichen aus seinem Wehrmachts-Filzmantel verraten mir, daß ich einen Obergefreiten des Sanitätsdienstes vor mir habe. Nein, zum Soldaten geboren ist der Mann wirklich nicht. Aber er spricht mit mir. Er spricht ruhig, freundlich, mitfühlend und wird nicht

müde, mich wachzuhalten. Indem die Betäubung nachläßt und die Rückenschmerzen wiederkehren, verliere ich phasenweise den Faden seiner Rede, aber es ist seine Stimme allein, die sich unausgesetzt zwischen mein Elend und den Abgrund schiebt, in den ich auf ewig zu gleiten drohe. Hin und wieder dreht er mir bedächtig eine Zigarette aus jenem grauenhaften Kraut, das wir „*Staubsaugermischung*“ nennen. Ich fühle, daß er um mein Leben kämpft: ein Leben, an dem die ärztliche Kunst bereits ihr Mögliches getan hat, ohne es dem Tod entwinden zu können. Aber er kämpft: zäh, unbeugsam, leise, eindringlich. Er weiß, daß wir beide verloren haben, wenn ich jetzt wegsacke, und hält das scheinbar Unaufhaltsame mit Worten in Schach.

Ich muß mal. Es rumort in meinem Darm und der Harndrang steigert sich so sehr, daß der Versuch, sich zu beherrschen, zu noch stärkeren Rückenschmerzen führt. Wie soll das nur gehen? Es muß irgendwie 'raus, ich kann es nicht halten. Unendliche Scham kriecht in mir hoch. Ich, Günther Rall, Oberleutnant und Staffelpkapitän, Sieger in 36 Luftkämpfen, kann doch nicht diesem Obergefreiten da... – Er hilft mir, unablässig weiterredend, als sei es das Selbstverständlichste auf dieser Welt. Aber um es richtig zu machen, muß ich mich mit Steiß und Lende auf die Hinterkante der Bettpfanne niederlegen, die er mir untergeschoben hat, und das wird zu einer furchtbaren Tortur. Da hinten muß ich mich aufs Schwerste verletzt haben – viel schwerer als am Kopf. Lieber an Verstopfung sterben, als das noch einmal...

Als der Morgen graut, werde ich auf den Flur geschoben. Man schafft auch noch andere hinaus. So liege ich bald als einziger Lebender dort zwischen 13 Toten.

Am Nachmittag findet sich mein Rottenflieger ein. „*Mensch, Herr Oberleutnant*“, sagt er hilflos, „*das war vielleicht ein Mist mit diesen beiden Russen...*“

„*Na ja, Steffen, ich leb' ja noch. Aber vom Aufschlag bis hierher ins Lazarett ist bei mir fast nur Mattscheibe.*“

„*Sie hatten Glück im Unglück, Herr Oberleutnant. Sie schlugen ja voll in die Flanke eines Geländeinschnitts. Ihren Motor hat man gut 50 Meter entfernt vom Rumpf gefunden, die Tragflächen sind beide sofort abgerissen. Dann ist der ganze Rotz mit Ihnen auf den Grund dieses Grabens gerutscht. Das durfte ich mir selber noch aus der Luft anschauen. Gottlob war eine deutsche Panzerspitze in der Nähe, die das alles ebenfalls beobachtet hat. Von dort ist ein Panzer hingefahren, und die Männer haben versucht, Sie aus dem Rumpf 'rauszukriegen. Keine Chance, alles verbogen und verklemmt. Die mußten die Kabinenhaube mit dem Pickel aufmachen und haben Sie dann regelrecht herausgeschnitten aus der Maschine...*“

„*Sieht nicht so aus, als ob wir bald wieder miteinander fliegen könnten, Steffen. Säuische Schmerzen, sag' ich ihnen.*“

„*Ich weiß. Wir haben schon mit dem Arzt gesprochen. Die Kopfverletzung ist halb so wild, meint er – jedenfalls im Vergleich zu dem, was Sie an der Wirbelsäule abgekriegt haben müssen. Er kann aber hier nichts machen. Die haben nicht mal ein Röntgengerät, um sich anzuschauen, was mit Ihnen wirklich los ist.*“

„Schöne Beschering. Und wie soll's weitergehen?“

„Mit der Transport-Ju der Gruppe. Nach Mariupol ins Standortlazarett. Sobald der Doktor sagt, daß Sie transportfähig sind. Hauptsache weg hier aus dem ganzen Dreck. Wir holen Sie ab und fliegen sie nach hinten.“

Am nächsten Tag stehen sie tatsächlich um mein Bett: Steffen, Köppen, einige andere, sogar Edmund Roßmann von der 7. Staffel. Vorsichtig werde ich auf eine Trage verholzt. Weil kein Transportfahrzeug verfügbar ist, schleppen mich die Männer den langen Weg zum Flugplatz durch den Tiefschnee und heben mich dort in die Ju 52. Zwei, drei Fenster vor dem Platz, an dem sie mich verzurrt haben, fehlt das Fensterglas. Dort klemmt einer der Flugzeugführer seinen Hintern hinein und verharrt so während des Fluges, damit ich von dem eiskalten Fahrtwind verschont bleibe. Bevor sie mich abliefern, steckt mir einer noch schnell ein Formular zu: einen Blanko-Marschbefehl zur III./JG 52. Mit diesem Dokument, gegen jede Vorschrift auszufüllen und mit einem passenden Datum zu versehen von mir selbst, kann ich nach meiner Genesung wieder direkt zu ihnen zurückkehren; hätte ich den Marschbefehl nicht, müßte ich mich bei irgendeiner Frontflieger-Sammelstelle melden, die mich einem beliebigen Verband zuweist, nur weil dort gerade ein Staffelpkapitän gebraucht wird.

Auch im Standortlazarett Mariupol fehlt alles, was zu einer ordentlichen Diagnose meiner Wirbelsäulenverletzung benötigt wird. Nachts kommt die rote Luftwaffe und wirft Bomben in die Stadt. Einige Straßen vom Lazarett entfernt hat man einen Munitionstransport abgestellt, der bei einem solchen Angriff in die Luft fliegt. Ich weiß nicht mehr, ob es mir besser oder schlechter geht, denn außer regelmäßigen Morphiumgaben, die mir die Sinne vernebeln, erhalte ich keine Hilfe, von therapeutischen Maßnahmen gar nicht zu reden. Bis eines Tages wie aus dem Boden gewachsen Gotthard Handrick vor mir steht, der mit seinem Geschwader noch immer zwischen der Krim und dem Don operiert.

„Keine Sorge, Günther“, ermuntert er mich, „Sie versauern mir hier nicht. Wir haben Ihre Verlegung nach Bukarest organisiert.“

Als ich dort eintreffe, ist mein Absturz rund drei Wochen vergangen. Einige Tage lag ich nahezu unversorgt in Taganrog, zehn weitere in Mariupol, danach eine unbestimmte Zeit in Chersonnez, und mit vier verschiedenen Eisenbahntransporten bin ich kurz vor Weihnachten nun endlich hier eingetroffen, in einem sehr gut ausgestatteten zivilen Krankenhaus, wo ein Facharzt mich sofort durchleuchten läßt, um der Wahrheit auf die Spur zu kommen. Der Mann, ein Wiener, redet nicht lange um den heißen Brei herum. „Dös mit'n Fliagn, Herr Owaleitnant“, befindet er kopfschüttelnd angesichts der Röntgenaufnahmen, ohne mich anzusehen, „dös kennan's vagess'n.“

Lange Augenblicke sagt keiner von uns beiden etwas. „Ich werde wieder fliegen, verlassen Sie sich darauf, Herr Oberarzt“, bringe ich entschlossen heraus.

„G'wiß net, so wia dös bei eahnen ausschaut“, legt er nach, „Bruch des achten und neunten Brustwirbels, Bruch des fünften Lendenwirbels. San's froh, wann's amal wiada laufen kennan.“